

# Der

Oliver Polak ist eine  
Ausnahmeerscheinung unter  
den deutschen Comedians.  
Sein grenzwertiger Humor  
erzählt auch viel darüber,  
wie es ist, als Jude in  
Deutschland zu leben. Wir  
haben ihn durch diesen  
Corona-Sommer begleitet

# Ruhestörer



Text  
THOMAS  
BÄRNTHALER

Fotos  
ANDY  
KANIA

Nackte  
Könige:  
Oliver  
Polak im  
Berliner  
Tiergarten.

**O**liver Polak tanzt durch sein Hotelzimmer, in roten Socken, sonst nur mit einer Feinrippunterhose bekleidet. Es ist eine Art Bauchtanz zu orientalischen Beats. Der Schmerbauch wippt im Takt. Der Comedian hat die Szene auf Instagram gepostet, kurz vor dem verabredeten Treffen mit dem *SZ-Magazin* im Hotel »Bayerischer Hof«. Mit diesem Bild im Kopf klopft man an seine Tür, Zimmer 501, und rechnet mit dem Äußersten. Es öffnet ein freundlicher Mann im weißen Bademantel: »Guten Tag, mein Name ist Dominique Strauss-Kahn, kommen Sie doch rein.«

Es ist der zweite Pandemie-Juni, die Mittagssonne scheint grell durch das Fenster mit Blick auf die Frauenkirche, Polak sieht aus, als wäre er gerade erst aufgestanden. Offene Koffer liegen herum, es riecht nach Duschseife, dabei war er schon fleißig. Am Morgen hat er von seinem Zimmer aus einen Podcast aufgezeichnet und danach seine 35 000 Instagram-Follower beliefert.

## Polak spottet über Ghetto-Rapper, den IS. Und für einen Hitler-Witz ist er immer gut

Polak nimmt hier, in einem der teuersten Hotels Münchens, Urlaub von seiner 50-Quadratmeter-Wohnung in Berlin-Mitte, vom »kollektiven Corona-Koller«, wie er sagt, vielleicht auch von seinem alten Leben. Er ist öfter hier, immer in Zimmern mit Frauenkirchenblick. Manchmal konnte man ihn allein im Hofgarten sitzen sehen: Joggingshorts, Bomberjacke, Elton-John-Sonnenbrille auf der Nase.

Erst hatte es ihn, den Berlinmüden, ins Hotel »Libertine Lindenbergl« nach Frankfurt verschlagen, wo er ein paar Monate verbrachte. Doch dann kamen die Kindheitserinnerungen. Die Urlaubsfahrten mit dem Vater vom heimischen Papenburg nach Seefeld ins »Hotel Klosterbräu«, wo Harald Juhnke und Roberto Blanco an der Bar sangen. Zwischenhalt: München. »Die Nächte mit Papa im »Königshof« am Stachus«, das Leuchten dieser Stadt, Polak weiß alles noch genau. Den »Königshof« von damals gibt es nicht mehr, aber das Gefühl hier im »Bayerischen Hof« ist das gleiche. »Nie war ich dem Ende näher als in der Pandemie. Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken darüber, was ich will. Ich spare nicht fürs nächste Leben. Ich bin

auf dem Sprung.« Geht das nicht auf Dauer ins Geld? »Das ist eine sehr deutsche Frage!«

Oliver Polak ist eine Ausnahmeerscheinung im deutschen Humorbetrieb. Er war nicht nur der erste deutsche Stand-up-Comedian nach dem nationalsozialistischen Kulturbruch, der sein Jüdischsein explizit zum Thema machte – sein Humor ist auch böser, drastischer, manchmal obszöner als der seiner Konkurrenz. Die Wochenzeitung *Jüdische Allgemeine* sah in ihm einen »Mario Barth auf Jüdisch«, aber das trifft es nicht. Polaks Markenzeichen ist der Witz, über den man eigentlich nicht lachen darf, schon gar nicht als Deutscher.

»Was bekommt man von Ebay für zehn positive Bewertungen?«, fragte er in seinem ersten Bühnenprogramm *Jud Süß Sauer*. Antwort: »Einen gelben Stern. Früher hätte dafür eine negative Beurteilung ausgereicht.« Neulich trat Polak in Budapest auf, wo die Regierung unter Viktor Orbán offen Antisemiten hofiert, und ließ sein Publikum kopschüttelnd wissen: »Was ich nie verstanden habe,

sind Holocaustleugner...« Um nach einer Pause schulterzuckend hinterherzuschieben: »Wie kann man leugnen, was nie stattgefunden hat?«

Über Polak zu lachen bedeutet, dort hinzuschauen, wo es womöglich unangenehm wird. Ob fürs Publikum oder für ihn, ist nicht immer klar. *Krankes Schwein* hieß eines seiner Bühnenprogramme. Darin macht er sich über Pädophile lustig, über Onanietechniken und die eigene Hodenkrebserkrankung. »Ich will mich nicht verstecken, wenn ich auf der Bühne über Tabus spreche«, sagt er heute.

In Deutschland, wo abgründiger Humor schnell als geschmacklos gilt und vorzugsweise entweder über die da oben oder über die da unten gelacht wird, aber selten über sich selbst, eckt man damit an. Bei einem Auftritt in Dieter Hallervordens »Wühlmäusen« in Berlin 2013 verließ das Abo-Publikum reihenweise den Saal. Der *Tagesspiegel* mokierte sich 2010 über Polaks »obszöne Gaskammer-Kalauer«. Einmal rief ihn der ehemalige Landesrabbiner von Württemberg an, um sich zu beschweren.

Mittlerweile zielt Polak breiter: Er spottet über Ghetto-Rapper, den IS und Shisha-Bar-Gäste. Und für einen Hitler-Witz ist er immer gut. Seine Autobiografie von 2008 trägt den Titel: *Ich darf das, ich bin Jude*. »Ich gehe nicht als Kunstfigur auf die Bühne«, sagt Polak. »Ich stehe mit meiner Biografie da oben. Wenn ich Ressentiments bediene, dann um sie zu zerschlagen. Und ja, wir alle sind Teil des Problems, niemand kann sich da rausnehmen. Deshalb sollte der beste Gag des Abends auf meine Kosten gehen.«

Es ist eben ein Unterschied, ob die Kabarettistin Lisa Eckhart als Vertreterin der Mehrheitsgesellschaft mit rassistischen und antisemitischen Codes ihr Spiel treibt oder ein jüdischer Komiker seinem deutschen Publikum erklärt: »Ich verzeihe euch den Holocaust, wenn ihr uns Michel Friedman verzeiht.« Man kann das für geschmacklos halten. Oder für einen treffenden Witz über die Deutschen, die Kämpfer gegen Antisemitismus wie Friedman heimlich als Nervensägen empfinden. Eckharts Sprüche sind mit viel gutem Willen ironisch gemeint, die von Polak sind subversiv und entlarvend.

Oliver Polak lässt sich einen Whiskey Sour aufs Zimmer kommen. Auf seinem ungemachten Schneewittchenbett liegen Einkaufstüten einer Münchner Luxusboutique, aber auch eine Rolle Gaffertape. »Ist nix Sexuelles, ich wollte das Mikro an ein Gewehr dranmachen für eine Fotoidee.« Hat er dann wieder verworfen. Was man eben so treibt, wenn man kaum auftreten darf, aber viel überschüssige Energie hat. Dabei ist Polak gut im Geschäft, trotz Pandemie.

Seine neue Comedyshow *Your Life is a Joke*, die dieser Tage auf Netflix startet, ist zu diesem Zeitpunkt gerade abgedreht. Anfang 2022 wird er im ARD-Mehrteiler *Eldorado KaDeWe* zu sehen sein – in der Rolle eines jüdischen Kaufhausbesitzers am Vorabend der Machtergreifung der Nazis. Seit fast 300 Folgen spricht er mit Micky Beisenherz im Podcast *Juwelen im Morast der Langeweile*, und natürlich arbeitet er an einem neuen Stand-up-Programm. *Sorry, für gar nichts* soll es heißen, und kürzer kann man seine Sicht auf unsere Zeit nicht beschreiben. Es soll sich auch der »Heuchelei der pseudo-woken Moraldarsteller« widmen, wie er es nennt. Und führt zur Frage, die derzeit im deutschen Humorfach für Unruhe sorgt: Ist das noch lustig, oder kann das weg?

Darf man über Woody Allen, dem Kindesmissbrauch vorgeworfen wird, noch lachen, oder gehören dessen Filme aus den Kinos verbannt? Darf man Gags auf Kosten von Minder-

# Stationen

Vor seiner Zeit als Komiker war Oliver Polak Moderator und Schauspieler in diversen Nachmittagsendungen (*Verbotene Liebe*). Das Foto rechts zeigt ihn 2002 bei Dreharbeiten zu *Hier ab vier* im MDR.



## Kindheit im Emsland

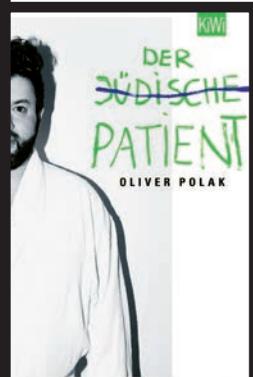
Polak mit seinem Vater Wilhelm, der Deportation und KZ-Haft überlebte und nach dem Zweiten Weltkrieg in Papenburg ein Kaufhaus für Kleidung aufbaute.

## Solo für zwei

Christian Ulmen und Oliver Polak in der neuen Netflix-Serie *Your Life is a Joke* (Start am 9. November).



## Ganz unten



In seinem Buch *Der jüdische Patient* von 2014 seziert Polak seine Depression und Identitätskrise – und erzählt vom Weg zurück ins Leben.

heiten machen? Wie frauenfeindlich ist Pepé Le Pew, das lieblose Stinktier aus *Looney Tunes*, das jüngst aus einer großen Disney-Produktion gestrichen wurde?

Oliver Polak kann den Eifer dieser Diskussion nicht nachvollziehen. »In Deutschland soll Comedy immer schlau sein und auf der richtigen Seite stehen. Für mich muss Comedy vor allem lustig sein, es geht immer um die Punchline. Auch um die Erleichterung, die im Lachen liegt, den Comic Relief.«

Im Laufe des zweistündigen Gesprächs hat Polak immer mal wieder Musik über seine Boombox vorgespielt. Sein Hund Arthur, ein Terrier-Mischling, schlief währenddessen auf seiner Betthälfte. Zuerst den Auftritt der italienischen Rockband Måneskin, die tags zuvor den Eurovision Songcontest gewann. »Ich krieg jedes Mal wieder Gänsehaut, Alter!« Dann ein paar donnernde Progrock-Stücke seiner Lieblingsband Motorpsycho. Und jetzt den Introsong seiner Netflix-Show. In *Your Life is a Joke* verbringt Polak einen Tag mit einem deutschen Star wie Christian Ulmen oder der Rapperin Nura, spricht mit ihnen über das Leben, ihre Marotten und wunden Punkte, um sie zum Abschluss auf einer Stand-up-Bühne zu »roasten«, also liebevoll mit Witzen zu foltern. Er steht jetzt in Showman-Pose und Pantoffeln in seinem Hotelzimmer, getragene Phillysoul-Akkorde erklingen, und singt im Duett mit sich selbst.

»Ich will den Tag gern mit dir sein / Nie mehr ohne dich allein / Zeig mir alles, was du magst / Oder auch, was an dir nagt.« In der Show sitzt Polak dabei am Lenkrad eines beigefarbenen Mantas und legt, während er singt, fahrlehrermäßig seinen Arm um die Kopfstütze seines Beifahrers.

»Keine Sorge, es wird schon okay / Doch vielleicht tut es auch etwas weeeeeh!« Natürlich sind die Stationen der Tour mit seinen Gästen abgesprochen, doch dazwischen eröffnen sich Räume bizarrer Situationskomik. Ulmen dirigiert Polak zu einem Potsdamer Baumarkt. »Da bin ich oft.« Sie schnüffeln an Auslegeware, balancieren Kettensägen auf der Stirn wie zwei Pubertierende und fachsimpeln über ihre Urologenbesuche. Später sieht man sie im Heiligensee schwimmen. Zwei Männer, die übers Alleinsein philosophieren und sich irgendwann aneinanderkuscheln, weil das Wasser so kalt ist. Eine Mischung aus Slapstick,

Musical und Therapiesitzung. Polaks Geheimnis ist Empathie und gleiche Augenhöhe. Nicht wie Markus Lanz bohren, sondern zuhören, spiegeln, die richtigen Fragen stellen. »Kann man dir vertrauen?«, fragt er Ulmen etwa. Beim abschließenden »Roast« auf einer Berliner Stand-up-Bühne lacht Ulmen im Publikum Tränen, als Polak ihm zuzuruft: »Du siehst aus, wie ich mich oft fühle: Wie ein trauriger, lediger Sexmessebesucher!«

Das Fernsehen ist Polaks Medium. Gleich seine erste WDR-Produktion wurde 2017 mit dem Deutschen Fernsehpreis ausgezeichnet. In *Das Lachen der Anderen* verbrachten Polak und sein Sidekick Micky Beisenherz pro Folge mehrere Tage mit einer gesellschaftlichen Randgruppe ihrer Wahl. Nonnen, Menschen mit Down-Syndrom, Kleinwüchsige. Auch sie mussten am Ende ein Stand-up-Programm über sich ergehen lassen. Der Versuchsaufbau war ähnlich: Zeige mir deine Wunde, und wir lachen zusammen darüber. In beiden Shows gelingt Polak, was unmöglich scheint: Menschen sehr nahe zu kommen, indem man sich über sie lustig macht. Sie mit Humor in ihrer Eigenart zu zeigen, ohne sie bloßzustellen.

Es ist Nachmittag geworden. Polak muss nach Budapest aufbrechen, wo eine Szene für *Eldorado KaDeWe* gedreht wird. Aber etwas möchte er noch loswerden. Überhaupt möchte er viel loswerden, er ist ununterbrochen dabei, sich selbst zu analysieren. Man muss gar nicht viele Fragen stellen. Er sagt: »Ach ja. Eigentlich wär ich schon tot. Aber das erzähle ich Ihnen das nächste Mal.«

Vier Wochen später sitzt man dann, wo sonst, im »Bayerischen Hof«, vor einem Frühstücksgedeck. Endlich kommen die Zigaretten, die Polak bestellt hatte.

Sein Werdegang, sagt Polak, sei ein Weg zu sich selbst, eine Art Selbsttherapie. »Wie so ein Waschbär, der eine Mülltonne durchforstet muss.« Zwei Hodenkrebserkrankungen hat er überlebt. Und da waren die Dämonen in seinem Kopf. Nur mit Hilfe eines Coaches sei es ihm gelungen, seinen »dritten Anteil« zu finden, den jenseits der »Fehlprogrammierung« durch die Eltern. »Meine Mutter war meine Herrscherin, mein eher devoter Vater so alt, dass er für mich wie ein Opa war. Aber wer war ich?« Heute könne er endlich auch seine »Kackseiten« annehmen. Je länger man ihm zuhört, desto klarer wird, dass Polaks Lebensgeschichte stellvertretend für viele Juden der sogenannten Zweiten Generation steht, die Kinder der Shoah-Überlebenden, die nicht nur ihren eigenen Rucksack aus Erfahrungen mit sich tragen, sondern auch den ihrer Vorfahren.

►

Polak wuchs im stockkonservativen Papenburg auf, Niedersachsen, nahe der niederländischen Grenze. Sein Vater Wilhelm hatte wie durch ein Wunder die KZ-Haft überlebt, er wollte wie seine Schwester Ilse nach New York auswandern, aber er blieb. Zwanzig jüdische Familien, berichtet Polak, hatten in Papenburg vor dem Krieg gelebt, keine war der Vernichtungsmaschinerie entkommen. Der Vater gründete das »Haus der kleinen Preise«, ein großes Bekleidungsgeschäft. Er galt bald als angesehener Bürger. Und als »wandelndes schlechtes Gewissen Papenburgs«, wie Oliver Polak in seiner Autobiografie schreibt. Seine Mutter, Germanistin, war 1976 aus St. Petersburg nach Deutschland gekommen. In der Schule musste er »deutschen Schlagball« spielen, eine Mischung aus Cricket und Brennball. Zweimal blieb er sitzen. »Meine Mutter hat Druck gemacht. Wenn du kein Abi machst, endest du als Schweißer in der Meyer-Werft!«

Aber da war ja noch die Musik. Als er neun Jahre alt war, nahm ihn die Mutter mit auf ein Konzert von Udo Jürgens, den er bis heute tief verehrt. »Griechischer Wein ist eben kein Trinklied zum Schunkeln, sondern ein Lied für die Gastarbeiter, die sich in Deutschland unwohl fühlten«, sagt Polak. Er lernte Schlagzeug und kam in verschiedenen Bands unter. Das Abi holte er auf einem jüdisch-orthodoxen Internat nach. »Mein Vater hatte eins in Hamburg ausgedacht, meine Mutter eins in England. Natürlich musste ich nach South Oxfordshire.«

Zur Bühne hatte es Polak schon davor gezogen. Wenn der Zirkus in Papenburg Station machte, half er beim Aufbau mit. Er unterhielt Freunde und Verwandte mit ausgedachten Revues. Später schaffte er es tatsächlich zu einer Gastrolle im Roncalli. »Meine Tante Ilse aus New York sagt heute noch, du musst zum Zirkus.«

Er machte ein Praktikum bei Stefan Raab, moderierte den *Disney-Club* auf RTL. Nach kleinen Rollen in Comedyserien versuchte er sich 2006, inzwischen nach Berlin gezogen, als Stand-up-Comedian und fand seine Stimme. Sein Programm basierte lose auf seiner Biografie, seine Gags waren hart, aber lustig, wie bei seinen US-Vorbildern Louis C.K. und Sarah Silverman. *Ich darf das, ich bin Jude*, sein Buch über seine Jugend in Papenburg, wurde 2008 ein Bestseller. Zum Schreiben hatte ihn der jüdische Schriftsteller Maxim Biller ermuntert. »Viele seiner Witze auf der Bühne mochte ich nicht. Ich fand, er solle sich lieber über Deutsche als über Juden lustig machen«, sagt Biller am Telefon. »Aber in seiner Geschichte sah ich sofort literarisches Potenzial.«

Bald waren Polaks Stand-up-Tourneen ausverkauft. 600 Auftritte in vier Jahren. Aber statt glücklich wurde Polak krank. Panikattacken, Depression, Klinik. Nachzulesen in *Der jüdische Patient*, seinem Bestseller von 2014, das Biller für eines der »besten Prosaerwerke der letzten Jahrzehnte« hält. Es ist schonungslos ehrlich, berührend, aber auch witzig, und erzählt von der Schwierigkeit, dem Klammergriff der Vergangenheit zu entkommen. Das Wort »jüdische« ist auf dem Cover durchgestrichen. Im Buch schreibt Polak: »Ich fühle mich von vielen Menschen zum Objekt gemacht. Oder war ich es selbst, der sich zum Objekt gemacht hat? Ich wollte lediglich meine Geschichte erzählen, storytelling. Comedy machen in einem Land, in dem, wie Robin Williams feststellte, alle lustigen Menschen bereits umgebracht wurden.«

August 2021, ein Wohnwagen vor dem Kaufhaus KaDeWe in Berlin. Oliver Polak hat sich gerade seiner Lederpantoffeln und signalgelben Joggingshorts entledigt und zwingt sich in eine Geschäftsführerkluft aus den Zwanzigerjahren. Weißes Hemd, Hosenträger, Nadelstreifenanzug. Heute ist sein letzter Drehtag für *Eldorado KaDeWe*. Er spielt den jüdischen Kaufhaus-Besitzer Martin Tietz. Dafür hat er sich einen Schnauzer wachsen lassen. Seine sonst so unbändige Naturkrause ist mit viel Pomade zum Scheitel betoniert. Für die Regisseurin Julia von Heinz war Polak die Wunschbesetzung, erzählt sie am Set. Sie habe ihm, dem Sohn eines Kaufhausbesitzers und KZ-Überlebenden, nicht groß erklären müssen, was in seiner Figur angelegt ist.

Polak genießt den Trubel, den das Filmset vor dem KaDeWe auslöst. Absperrungen, Schaulustige, verkleidete Komparsen, er selbst sitzt in der Szene auf einem Podest auf dem Wittenbergplatz und lässt sich die Schuhe putzen. Noch hat seine Figur das KaDeWe nicht übernommen und droht jetzt von dort oben dem Noch-Besitzer: »Deine Lieferanten habe ich schon akquiriert!« Aber am Ende wird er alles verlieren und von den Nazis enteignet werden. Den Tietz spielt Polak souverän und machtbewusst. Einmal hängt er bei der Probe,



**Schattenkönig: Polaks Humor ist provokant, manchmal auch düster.**

sagt nach ein paar Sekunden zum Scherz »Asylanten« statt »Lieferanten«, aber niemand lacht.

Polak hatte gezögert, das Angebot anzunehmen. Das hatte mehr mit ihm als mit dem Film zu tun. Die Rolle dockt an einer Vergangenheit an, die er eigentlich hinter sich lassen will. »Mein Jüdischsein war ein großes Thema für mich, bevor ich meinen dritten Anteil entdeckt habe«, sagt Polak. »Im Hier und Jetzt spielt es keine Rolle mehr. Warum das so ist, ist mir egal. Auf der Stand-up-Bühne ist das was anderes, das ist eine Show.«

Heute bezeichnet sich Polak als »deutschlandmüde«, was auch mit den Erfahrungen zusammenhängen dürfte, die er als Jude in Deutschland immer wieder macht. 2010 stand Oliver Polak als Stand-up-Comedian auf einer Bühne in Dortmund, wo das Jubiläum eines türkischstämmigen Kabarettisten gefeiert wurde. Plötzlich stürmten drei bekannte Komiker in einem verabredeten Sketch wie lärmende Kinder die Bühne. Sie riefen mit gespielter Ekel: Verpiss dich! Hast du ihm die Hand gegeben?! Einer sprühte Desinfektionsmittel herum. War das noch Satire, die durch Überzeichnung ein gesellschaftliches Problem ad absurdum führen will, oder nur eine plumpe Reproduktion antisemitischer Ressentiments,

die sich als Gag tarnte? Jahre später saß Polak in der Talkshow des Komikers, der damals das Desinfektionsmittel gesprüht hatte, und wollte sein Buch *Der jüdische Patient* vorstellen. Schon beim Einspieler fiel das Wort »Jude« zigmal, der Rapper Dendemann sang ein Holocaust-Lied, und alle auf der Bühne lachten. Als er sich hinter den Kulissen über diese Fixierung beschwerte, bekam Polak als Antwort: »Sorry, aber dein Judentum ist dein Unique Selling Point, da musste jetzt durch.« Als wäre es an Nichtjuden zu entscheiden, wer als Jude markiert wird.

Polak schildert all das und viele weitere Erlebnisse, Erniedrigungen und Alltagssituationen 2018 in seinem Buch *Gegen Judenhass*. Er nannte keine Namen. Aber es kam schnell heraus, welcher Moderator gemeint war. Die mediale Aufregung war groß. Und der Tweet, den Jan Böhmermann, um den es ging, daraufhin absetzte, machte es nicht besser: »Ich kann leider ohne eine angemessene Umsatzbeteiligung nicht an der nachträglichen Umdeutung von ultrakrasen Ficki-Ficki-Comedykarrieren in schillernde, sensible Intellektuellenbiografien mitwirken.«

Dem geht's doch nur um Publicity, sollte das heißen, und ums Geld. In seinem Podcast machte Böhmermann geltend, alles sei damals mit Polak abgesprochen gewesen. Da schwang der Vorwurf der Unredlichkeit und Wehleidigkeit mit. Muss einer, der ständig austeielt, der die Freiheit des Humors hochhält, nicht auch einstecken können? Die Antwort auf die Frage aber, was so lustig daran ist, als Deutscher einen jüdischen Comedian immer wieder mit dessen Jüdischsein aufzu ziehen, blieb Böhmermann schuldig.

Man kann in der deutschen Fixierung auf das Jüdische die Kehrseite des kollektiven Schuldbewusstseins sehen. Sie zeigt sich in der Inbrunst, mit der viele Deutsche meinen, sich zu Israel äußern zu müssen, vor allem aber in fehlender Sensibilität. Wie meinte Dieter Nuhr 2018 in einem Werbeclip zur besten Fernsehzeit? »Man sagt ja immer, der 9. November sei ein wichtiger Tag in der deutschen Geschichte, aber eigentlich ist der wichtigere Tag der 8. November, denn da kommt wieder *Nubr im Ersten*.«

Wahrscheinlich sind die Witze des Stand-up-Comedians Oliver Polak deshalb so heftig, so systemsprengend, weil aus ihnen eine stille Wut über die Doppelmoral der Moralisten spricht und eine große Sehnsucht nach Wahrfähigkeit. Sie ist nicht zu finden, wo geschmunzelt wird. Oder jemand nur Recht haben oder wacker auf der richtigen Seite stehen will. Jeder Tabubruch, jede Unver-

schämtheit: ein kleiner Riss in der Fassade der Selbstzufriedenen und vermeintlich Welt-offenen. Gag von Polak: »Ich finde, dass man pädophile Straftäter kennzeichnen sollte: Kreuz an der Kette, Priestergewand.« Es ist eben leichter, sich über den Spruch oder seinen Absender aufzuregen als über das gesellschaftliche Problem, von dem er handelt.

Die schummrige Stand-up-Bühne mag einem in der TikTok-Gesellschaft wie ein Anachronismus vorkommen, für Oliver Polak bleibt sie zentral. Nirgends sonst kann er das Anarchische seines Humors derart ausspielen. »Leute zum Lachen bringen, Emotionen rauszulocken, sie wohin bringen, wo sie noch nie waren – darin liegt für mich der Reiz.«

Berlin, September 2021. Im »Mad Monkey Room«, einem kleinen Comedy-Club, haben sich an die 50 junge Menschen eingefunden. Den gelockerten Corona-Regeln sei Dank. Acht Comedians stehen auf dem Programm, zwei Shows, jeder hat je acht Minuten. Darunter Lokalhelden, blutige Anfänger und: Oliver Polak. Keine Gage, nur Freigetränke im Pappbecher. Eigentlich hätte er, der Grimme- und Fernsehpreisträger, das nicht mehr nötig, aber er hat Lust darauf. Für einen Comedian sind solche Abende eine Gelegenheit, neue Gags auszuprobieren, die coronamüden Reflexe zu schärfen. Polak hat nichts einstudiert, als er mit seinem Spickzettel in der Hosentasche gegen 21 Uhr zum zweiten Mal die Bühne betritt. Die erste Show lief gut, aber noch mal das Gleiche abzuspielen ist ihm zu billig. Er lässt die Dinge gern auf sich zukommen.

Erst mal das Eis brechen. »Hey, ihr zwei da, ihr seht aus wie Crystal Meth vorher und nachher!« Dann ein Gag über Anne Frank, der aber verpufft. Zu kompliziert. Die Stille danach überspielt er mit einem »Habt ihr irgendwelche Fragen?« Es kommen keine. Was Polak nicht daran hindert, eine spontane Fragestunde an den Comedian auszurufen. »Hast du einen Hund?«, ruft einer artig. Polak bringt seinen Klassiker von Arthur, dem »Harvey Weinstein von Mitte«, den er kastrierten ließ, als ihm selbst im Zuge seiner Krebserkrankung ein Hoden entfernt wurde. »Seitdem sind Frauen und Hunde in Berlin-Mitte wieder sicher.« Vereinzelte Lacher. Nächste Frage! Zähne Sekunden vergehen. »Noch 'ne Frage? Oder seid ihr alle schon tot?« Jetzt kippt es. Jemand fragt in die Runde: »War die letzte Show auch so?« Polak gibt zurück: »Willst du mehr lachen, oder was?« Die Antwort ist tödlich: »Ja, erzähl doch mal einen Witz.« Erste Stand-up-Regel: Gehört die Sympathie des Publikums dem Zwischenrufer, hat der Comedian was falsch gemacht.

Polak weiß, dass ihm jetzt kein Witz der Welt mehr helfen kann. Man starrt sich gegenseitig noch etwas an wie bei einem missglückten Date, dann legt er das Mikro ab. »Das war's von mir, schönen Abend noch, ciao.«

Polak braucht jetzt eine Zigarette. Er steht ratlos im zugigen Herbstwind vor dem Club. Das ist ihm schon lange nicht mehr passiert. Stand-up-Comedy ist eine unberechenbare Kunst. Mal johlt der Saal, mal bleibt er still. Darüber entscheiden Kleinigkeiten. Die Gewalt des Unmittelbaren. Es sieht so leicht aus, aber es ist beinhart. Scheitern inbegriffen.

Später, gegen Mitternacht, ein kleiner Tisch im »Borchardt«. Steak und Pils. Oliver Polak wirkt jetzt müde. Seine sonst so wachen Augen sind klein wie Schlitzze. Bald geht er wieder auf Reisen. Ein Leben in Hotels. In Paris will er an seinem neuen Buch weiter schreiben, im Winter endlich für längere Zeit nach New York zu Tante Ilse fliegen. Er war dabei, eine Dokumentation über ihr Leben zu drehen, aber das Handy mit Stunden an Filmmaterial ist unrettbar abgestürzt, dann kam Corona. Jetzt ist es wohl zu spät. Er ist schon auf dem Broadway aufgetreten, das will er ausbauen. Der Sänger Thees Ullmann, mit dem Polak befreundet ist, schrieb mal über ihn, er flüchte in Deutschland vor Deutschland. »Fragt sich nur, vor wem?«, sagt Polak. Dann wuchtet er sich in seinen alten VW Polo, dreht einen Song von Motorpsycho auf und braust davon.

Anfang Oktober: Ein Anruf aus Köln, wo am Abend in den Brainpool-Studios der Deutsche Comedy-Preis verliehen wird, den, wie jedes Jahr, die Großkomiker unter sich ausmachen. Polak ist als Gast eingeladen, er hat gerade im »Steigenberger« eingecheckt. Eigentlich wollte er in sein Lieblingshotel, das »Savoy«, doch da findet traditionellerweise die Party nach der Preisverleihung statt. Und da zieht es ihn nicht hin. »Ich bleib hier und mache Aftershow mit Arthur«, sagt er. Ein paar Stunden später sieht man ihn auf Paparazzifotos im rosafarbenen Rüschenkleid vom roten Teppich winken, als wäre er der etwas schräge Vogel einer großen Familie. In Wahrheit ist einer wie Polak in diesem Land sehr oft allein.

#### THOMAS BÄRNTHALER



empfiehlt zum Thema Stand-up die Dokumentation *Dying Laughing* (Amazon Prime), in der Jerry Lewis, Amy Shumer, Jerry Seinfeld und viele andere Comedy-Größen von ihren besten und schlimmsten Bühnenmomenten erzählen.